

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Annalena McAfee

Zeilenkrieg

Roman

Aus dem Englischen

von Pocio

Diogenes

Titel des Originals:
›The Spoiler‹
Umschlagfoto: Yva © IMAGNO/
Austrian Archives

*Die Übersetzerin dankt dem
Deutschen Übersetzerfonds Berlin für
seine großzügige Unterstützung*

All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2012
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
80/12/8/1
ISBN 978 3 257 06842 9

*I sing of News, and all those vapid sheets
The rattling hawker vends through gaping-streets;
Whate'er their name, whate'er the time they fly,
Damp from the press, to charm the reader's eye.*

George Crabbe,
aus *The Village and the Newspaper*

Das Internet ist eine weitere elektronische Modeerscheinung, die früher oder später von den Kräften des Markts relativiert werden wird. Im Moment brauchen seine fanatischen Vertreter dasselbe Mitgefühl und dieselbe Toleranz wie einst die Esperantisten und Funkamateure ... Das Internet wird eine Weile zeigen, was es kann, und dann seinen Platz unter den weniger bedeutenden Medien einnehmen.

Simon Jenkins,
The Times, 4. Januar 1997

Täuschung und Betrug, Erpressung ... unverhohlene Ausspähung der Opfer eines Verbrechens und ihres Schmerzes, Diffamierung gewöhnlicher Leute, die Zeugen der Ereignisse wurden, Jagd auf diverse Prominente, ihre Familien und Freunde, allein zur Auflagensteigerung (...) weniger im Sinne von Heimarbeit als im Ausmaß einer industriellen Revolution.

David Sherborne, Anwalt von Opfern des Abhörskandals, vor dem Leveson-Ausschuss zur Untersuchung journalistischer Praktiken, Royal Courts of Justice, London, 16. November 2011

I

London, 17. Januar 1997

Sie hatte noch zwei Stunden, um allzu Privates zu beseitigen. Alles, was nach Eitelkeit, Dummheit und Schlimmerem aussah, musste verschwinden. Chaos war nicht das Problem; ihre Haushilfe hatte erst heute Morgen aufgeräumt, und wenn Honor Tait auch zur Unordnung neigte, so hatte sie sich doch nie an Dinge gehängt, und auch nicht an Menschen. Dank einer Scheidung, einem Tod, einem Hausbrand, einem völlig unsentimentalen Naturell und ihrem ständigen Unterwegssein hielt sich der übliche Krempel für eine Frau ihres Alters in Grenzen. Sie hatte sich stets auf das Nötigste beschränkt, in der Liebe wie im Leben. Mehr als Handgepäck war nicht drin. Was aber hatte sich in dieser Wohnung in London angesammelt? Welcher Plunder hatte überlebt und könnte sie womöglich verraten?

Schwer atmend und in ungewohnter Panik betrachtete sie prüfend Möbel, Bilder und Bücherregale. Das meiste stammte natürlich von Tad. Dies hier war seine Junggesellenwohnung gewesen und später, nach der Hochzeit, ihre gemeinsame Stadtwohnung. Jetzt war es ihre Witwenklause. Er hatte gewissermaßen die Inneneinrichtung übernommen: die Gemälde und gerahmten Fotografien gekauft, die

Vorhänge ausgesucht, seiner Vorliebe für Staffordshire-Figuren und Sèvres-Porzellan gefrönt und an den beiden fleckigen Lehnstühlen gehangen, die er in einem Antiquitäten-geschäft in Edinburgh aufgetan hatte. Wie ein mittelalterlicher Mönch seine Handschriften hatte er darin wuchtige Stoffmusterbücher studiert. Trotz einer trauten Ehe war ihr Zuhause das siebenhundert Meilen nördlich von London gelegene Glenbuidhe geblieben mit seinem wohltuenden Mangel an Komfort und Maida Vale das seine. So wie Honor damals nichts an dem Apartment verändern wollte, so hatte sie auch, nachdem Tad nicht mehr da war, kein Bedürfnis verspürt, es umzuräumen – die Bühne abzubauen, wie er gesagt hätte. Nun aber würde man sie für die Sammelwut und den zweifelhaften Geschmack ihres verstorbenen Mannes zur Rechenschaft ziehen.

Gegenstände, die derart vertraut waren, dass Honor sie gar nicht mehr wahrnahm, willkürlich angehäuften Bücher und Bilder, unerbetene Geschenke und allerlei Kinkerlitzchen, wertloser Kitsch, von der Haushilfe sorgfältig abgestaubt und arrangiert – all das konnte nun gegen sie verwendet werden. Dabei war ohnedies schon viel zu viel über Honor gesagt und geschrieben worden; ein Inquisitor nach dem anderen hatte Gerüchte, Fehlinformationen, Andeutungen und falsche Darstellungen aufgegriffen, blankpoliert und als Tatsachen hingestellt.

Noch heute ärgerte sie der *Vogue*-Artikel, zu dem Bobby sie überredet hatte. Er war mehr als ein Jahr alt, doch jedes Mal, wenn sie eine Ausgabe sah, was im Wartezimmer eines Arztes so gut wie unvermeidlich war, fühlte sie sich erneut von den abstrusen Behauptungen (und dem Foto!) ernied-

rigt. Jemanden in einem Absatz von knapp dreihundert Wörtern derart abzukanzeln, in den Dreck zu ziehen und in ein falsches Licht zu rücken – das war schon eine Leistung. Honor hatte im Radio gesprochen, in *Woman's Hour* (was für ein Getue für acht Minuten Sendezeit), und hatte sich bei Melvyn in *Start The Week* Gehör zu verschaffen versucht – neben einem tranigen Wissenschaftler, einem Geistlichen, der sich offenbar immer noch auf der Kanzel wähnte, und einem Schriftsteller mit exzentrischen Ansichten über Tier-schutz.

Unlängst war dann noch die *South Bank Show* dazugekommen (wieder Melvyn: Gab es denn keine anderen vernünftigen Moderatoren mehr?). Als sie von Anfang an klarstellte, dass ihr Privatleben tabu war, hatte man ihr versichert, die Sendung werde sich ausschließlich auf ihre Arbeit konzentrieren, und sie war dumm genug gewesen, sich einzubilden, es ginge tatsächlich darum, ihren »Platz als Journalistin am Puls der Zeit« zu würdigen. Und was war dabei herausgekommen? Eine Halbtote beschwor in düsterem Licht Weltereignisse herauf, die niemandem noch irgendetwas bedeuteten, wie die zittrige Miss Havisham, die sitzengelassen immer noch von ihrer Hochzeit träumte.

Sie hatten das Interview mit Archivmaterial und Aufnahmen aus Schottland, Paris, Spanien, Deutschland und Los Angeles aufgepeppt, dazu jede Menge Künstler, Poeten, Politiker, Wichtigtuer aus Hollywood, sowie drei aufeinanderfolgende Ehemänner eingebildet – eine parodistische Verkürzung ihres Lebens auf sechs flackernde Filmminuten. Die Programmierer hatten sich an ihre Zusage gehalten und sich alle Fragen nach Familie, Ehemännern oder Lieb-

habern verkniffen, doch die indiskrete Bildergalerie war unerbittlich.

Die Recherche-Leute hatten ein Werbefoto von Maxime ausgegraben, auf dem er seine Zigarettenspitze schwenkte wie einen Taktstock, überragt von seinem eigenen Schatten, extravagant wie Noel Coward, doch ohne dessen Witz, Wärme oder maskuline Ausstrahlung. Sandor Varga tauchte gleich zweimal auf: elegant und düster als Honors Bräutigam in Basel, und dann, zehn Jahre später, feist und selbstgefällig in Begleitung des billigen Flittchens, für das er sie verlassen hatte. Ihrem dritten und letzten Mann Tad hatte die Dokumentation seltsamerweise weniger Aufmerksamkeit geschenkt als der überschätzten Elizabeth Taylor – der Kommentator hatte sich zu der albernen Titulierung »Hollywood-Queen« verstiegen –, mit der Tad und Honor zufällig auf irgendeiner Galaveranstaltung fotografiert worden waren. Tads Arbeit wurde mit ein paar Ausschnitten aus seinen Filmen vorgestellt, was sich als zweischneidiges Schwert entpuppte: Aus dem Zusammenhang gerissen wirkte seine Komik kindisch und gekünstelt und die ständigen Anspielungen auf Sex eher verklemmt als locker. Er hatte ihr leidgetan, der arme Kerl, obwohl er nun in St. Marylebone in Frieden ruhte.

Ihrem eigenen Lebenswerk zollte man Respekt mit Filmmaterial aus dem Krieg – verwackelte Bilder von der Front, aus Madrid, Polen, der Normandie, Buchenwald, Berlin und Incheon. Schattenhafte Gestalten huschten durch eine algerische Kasba in den Fünfzigern – noch mehr Archivmaterial –, ja es gab sogar ein rührseliges Foto von ihr, Ende der sechziger Jahre in einem Weimarer Waisenhaus, wo sie einen verschreckten Säugling in den Armen hielt.

1956 stellten sich ungarische Studenten sowjetischen Panzern entgegen, und dreizehn Jahre später (drei Sekunden im absurden Schnelldurchlauf) folgten tschechoslowakische Kommilitonen ihrem Beispiel, während jenseits zweier Grenzen, in Paris, die privilegierten Söhne der Bourgeoisie – meistens waren es Söhne –, zukünftige Gesetzgeber, Akademiker, Politiker und Experten, Revolution spielten, Schaufenster eintraten und Pflastersteine oder Brandbomben gegen einfache Gendarme schleuderten.

Auf einem Foto aus den Fünfzigern in einem koreanischen Schützengraben sah Honor, zerzaust und schlammverschmiert, weniger wie eine Kriegsberichterstatteerin bei der Arbeit aus als wie eine Debütantin, die man noch mit der Schönheitsmaske überrascht hatte. Die meisten Ausschnitte aber zeigten eine junge Frau mit glänzendem, gepflegtem, bis auf die Schultern reichendem Haar, die strahlte wie das olympische Feuer, damit nur ja jeder sie schön fand, begehrte, ihre Intelligenz bewunderte oder sie um ihren Erfolg beneidete. Die Gegenüberstellung dieser springlebendigen Göttin mit der zittrigen alten Frau in dem Fernsehinterview war ein grausames Vanitas-Symbol, ein Ozymandias der Moderne: »Seht meine Werke, Mächt'ge, und erbebt.« Die Freunde und Liebhaber, die für wenige Sekunden über den Bildschirm flimmerten, mochten inzwischen nur noch Geister sein, in ihren Gräbern verwesen oder längst als Asche dem Wind übergeben worden sein, das schrecklichste Gespenst von allen aber war Honor Tait, die Überlebende, die fassungslos ihrem eigenen Verfall zusah.

Was für eine demütigende Sache der Ruhm doch heutzutage war! Scheinbar hatten jede Menge Menschen zu nacht-

schlafender Zeit nichts Besseres zu tun, als mit offenem Mund Kulturprogramme im Fernsehen zu verfolgen. Überall war sie erkannt worden – von Taxifahrern, Oberkellnern, Ladenbesitzern, wildfremden Menschen bei einer Vernissage, Passanten auf der Straße. Ein Straßenarbeiter mit orangefarbener Schutzjacke, der unweit von der Praxis ihres Arztes in der Wimpole Street Gerüststangen schulterte, zog den Helm vor ihr und rief: »Schreiben Sie weiter!«

Und dann war T.P. Kettering aufgetaucht, der katzbuckelnde Akademiker, der sich ihr als »offizieller Biograph« angedient hatte und dann, nachdem sie dankend abgelehnt hatte, verdeckt ermittelte. Sein Buch, das unter einem geradezu absurd aufgeplusterten Titel – *Veni Vidi: Honor Tait, Zeugin unserer Zeit* – in einem obskuren Universitätsverlag erschienen war, entpuppte sich als ein farbloser Zitatenschnitt. Juristen hatten ihm die Spitze genommen, doch den endgültigen Todesstoß hatte ihm Honors unausgesprochene Drohung versetzt, dass sie zu jedem den Kontakt abbrechen würde, der mit dem fraglichen Buch oder seinem Verfasser auch nur das Geringste zu tun hatte. Martha Gellhorn hatte zu Honors Ärger Kettering ein unverbindliches Zitat für das Cover geliefert. Das Buch hatte sehr schlechte Kritiken bekommen. (»Eine spannende Biographie über die außergewöhnliche Honor Tait bleibt ein Desiderat«, erklärte Bobby im *Telegraph*, »doch dieses fade Fabrikat ist weit davon entfernt.«) Das Buch war glücklicherweise untergegangen, Kettering ebenfalls. Honors Schadenfreude darüber, dass er dem Alkohol verfallen war und als Ghostwriter die Autobiographie eines Fußballstars verfasste, grenzte ans Unanständige.

Aus den Registern anderer Biographien oder den Presseausschnitten, die Kettering als Quelle gedient hatten, konnte sie ihren Namen nicht löschen und auch ihre eigenen Werke nicht aus den Archiven entfernen. Vieles davon war bereits gemeinfrei. Also galt es, das bisschen Würde und Privatsphäre zu retten, das noch zu retten war.

Deshalb musterte sie jetzt ihre Wohnung mit den Augen einer Fremden, und zwar einer übelwollenden Fremden: einer Journalistin. Was ausgerechnet ihr nicht schwerfallen sollte. Doch sie war alt und aus der Übung – seit acht Jahren hatte sie keine neue Reportage mehr veröffentlicht, und ihren Artikel über das Elend der vietnamesischen Boat People in Hongkong hatte der *New Statesman* vor einem halben Jahr, sich unterwürfig herauswindend, abgelehnt. Der New Journalism, dem man sie einst zurechnete, war von einem noch neueren abgelöst worden, der sie befremdete. Wie die *nouvelle vague* im französischen Kino oder die Wespentailen und Petticoats des New Look von Dior war Honor Tait's unverwechselbare Art des New Journalism – subjektiv und doch mit Sachverstand und engagiert – in dieser ironischen, modernen Zeit so out wie Sesselschoner. Nur bewusste Traditionalisten, nostalgische Spinner mit einer Vorliebe für Vintage und Bakelit-Ästhetik wussten ihren Ansatz noch zu schätzen.

Sie stand in der Mitte des Raums, zaudernd, zerbrechlich und unfrisiert in einem alten Morgenmantel aus Seide mit Paisleymuster. Neuerdings hatte sie einen gelegentlich auftretenden Tick entwickelt, ein unwillkürliches Kopfnicken, das sich verstärkte, wenn sie aufgeregt war, so wie jetzt, und den Eindruck nachdrücklicher Zustimmung vermittelte, ob-

wohl das Gegenteil der Fall war. Mit der Linken klammerte sie sich an die Rückenlehne des einen von Tads guten alten Lehnssesseln und drehte sich langsam im Kreis herum, kniff die wässrigen blauen Augen zusammen und betrachtete das Zimmer so angespannt, als schnüffelte sie in einem fremden Tagebuch.